

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 192.

Samstag, 16. Juli

1932.

## Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne v. Ziegler.

(9. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Was soll das heißen?“ wandte sich der Ankömmling mit rotem Gesicht an Krähuber.

„Herr, das frage ich Sie!“ schrie ihn Piet an, der womöglich noch röter war. „Scheren Sie sich zum Teufel oder ich rufe meinen Diener. He, Chocolat, hierher! Diebe! Räuber!“

Aus dem Nebengemach schob sich lautlos, aber in ehrfurchtgebietender Länge die braune Gestalt und faßte Posto vor dem Bett.

„Noch einen Schritt und Sie sind ein toter Mann!“ tobte der Afrikaner. Herr Westhoff, immerhin überrascht, wich bis gegen die offene Tür zurück, begann aber von dieser gesicherten Stellung aus seinerseits die Stimme zu erheben und gegen solche Insulten zu protestieren. Laut dröhnte das Gezänk in dem vor kurzem noch so stillen Haus, von unten kreischten ängstliche Frauenstimmen. Aus ihrem Zimmerchen kam schreckensbleich Gutrune heruntergeflogen, in der linken Hand den Revolver, den Vater ihr neulich für einen einsamen Spaziergang aufgedrängt, in der rechten noch immer die Füllfeder, aus der sie noch eben, alles vergebend, ihr Herz an den fernen Kurt ergossen hatte. „Um Gotteswillen, was gibts denn?“ rief sie atemlos.

„Mein Zimmer...“ begann Westhoff, ohne die Stimme zu dämpfen, doch mit einer halben Verbeugung gegen die hübsche Unbekannte.

„Ihr Zimmer! Frechheit!“ schrie Piet. „Sagen Sie ihm, Fräulein, wessen Zimmer das ist.“

Gutrune faßte Mut. „Hier wohnt allerdings unser Gast, Herr van Dongern“, sagte sie mit aller Hoheit, die ihr zu Gebote stand.

„Kenn ich nicht!“ knurrte der Fremde.

„Kennen ihn nicht? Sollen ihn kennen lernen“, Piet hatte offenbar vergessen, wie wertvoll ihm noch vor kurzem sein Infognito war. „Piet van Dongern aus Pretoria — South african Diamond limited — wie wird Ihnen nun, he?“

Westhoff schluckte ein paar mal und hatte dann seine Fassung wieder. Er verbeugte sich tief. „Meinen Respekt, Sir. Konnte nicht wissen, und bedaure das Vor-gefallene. Ein Mißverständnis offenbar. Ich habe das Zimmer, in dem ich schon früher zu wohnen pflegte, telegraphisch bestellt. Warum ist nichts vorbereitet?“ wandte er sich stirnrunzelnd an Gutrune.

„Weil kein Telegramm gekommen ist“, antwortete diese.

„Doch!“ klang es aus der Ecke, wo Piets afrikanische Trophäen hingen. Frieder hatte die allgemeine Aufregung benutzt, um in das Zimmer einzudringen, das ihm durch Gutrunes Verbot so ungeheuer interessant geworden war, musterte heimlich die Wertwürdigkeiten und stellte fest, daß keine Skalpe vorhanden, daß seine Erzleher wieder einmal geklunkert hatten.

Piet fuhr bei seinem Anblick zusammen, als habe ihn ein Storpion gestochen. Gutrune packte den kleinen Bruder am Arm: „Wo ist das Telegramm?“

„Im Hühnerstall!“ antwortete die Stimme der Unschuld. „Ich war grad an der Straße, wie der Postbote vorbeikam. Da hat er es mir gegeben, weil er noch weiter mußte. Das Geld holt er sich am Abend, hat er gesagt. Und ich solls ja nicht verlieren, hat er gesagt. Da hab ich's in den Hühnerstall getan, damit ich's gleich wieder finde!“ und er verzog sich schleunigst.

Nun waren die Entschuldigungen an Gutrune, der vor Aerger und Beschämung Tränen in die Augen traten. Dieser Anblick, mehr als ihre gestammelten Worte, befänstigte die rauen Männer so weit, daß eine vernünftige Aussprache möglich wurde. Frieder brachte das etwas unansehnlich gewordene Telegramm, und Gutrune, von den berechtigten Ansprüchen des Fremden überzeugt, führte diesen vorerst einmal in das kleine, aber wohlliche Zimmer, das für den baldigen Besuch ihrer künftigen Schwiegereltern in Aussicht genommen war. Was weiter geschehen würde, ging die Eltern an. Möchte ihnen dies leidige Unternehmen, das nie ihre Billigung gefunden hatte, nun auch ein wenig heil machen.

Gutrune zog sich mit dem glücklichen Egoismus aller Verliebten in ihre eigenen angenehmeren Gefühle zurück und gedachte des fernen Kurt.

Die Mittagsstunde nahte, und Fräulein Feldmeier, durch ihren Magen zu größter Pünktlichkeit gedrängt, huschte klein, grau und lautlos den Wiesenweg herab. Doch noch ehe sie die Tannengruppe mit dem Frühstückstisch erreicht hatte, blieb sie wie erstarrt stehen, ließ den unvermeidlichen schwarzen Pompadour zu Boden fallen, und ein glückliches Lächeln breitete sich verschönernd über ihre Züge aus. „Herr Direktor...“ stammelte sie.

Der also Angeredete hatte sich ihr kurzerhand in den Weg gestellt, ohne die Zigarre aus dem Mund oder die Mühe vom Kopf zu nehmen. Jetzt redete er sie knapp und herrisch an. „Also, was zum Teufel ist mit Rante?“

Das Fräulein hob die schwarze Tasche auf und klopfte sorgfältig den Staub ab. Dann antwortete sie ebenso sachlich, wie sie gefragt worden war: „Sechs Monate! Er war zweimal vorbestraft.“

Das Gesicht des Direktors rötete sich bedenklich. „Dieser verfluchte Kerl! Und er schämt sich nicht? Er weiß ganz genau, daß ich nur einen anständigen, unbescholtenen Mann hier brauchen kann. Hab ich ihm das nicht oft und deutlich genug gesagt?“

Fräulein Feldmeier zuckte bedauernd die Achseln und seufzte. „Die Jagd ist eben seine Leidenschaft. Jeder Mensch hat so eine Stelle, an die sein Verstand nicht hinreicht. Das wissen Sie selbst: auch ich.“

Westhoff schnitt die drohenden Bekenntnisse dieser schönen Seele mit einer kurzen und ungeduldigen Handbewegung ab. „Und was ist denn hier im Hause los?“

„Wir hatten Bedenken, es leer stehen zu lassen. Darum habe ich es durch Ihr Immobilienbüro vermietet. Prima Herrschaften. Man hat sich genauestens erkundigt. Und alles vorausbezahlt. Ich bin in Nantens Auftrag hier, natürlich als Pensionsgast. Ihre

Interessen sind auf das Beste gewahrt; es ist alles in Ordnung.“

„Ordnung! Unsinn! Wo ich nicht selbst bin, geht alles drunter und drüber. Ihr Subalterne Bande habt ja keine Ahnung. Unserem kann sich bei Tag und Nacht den Kopf zerbrechen, die größte Organisation auf die Beinen stellen — und dann kommt ihr mit eurer Unfähigkeit, seid nicht imstande, die klarsten Anweisungen auszuführen und verpakt einem alles!“

Gefränkt richtete sich Fräulein Feldmeier auf und hielt den Blick des erzürnten Chefs unerschrocken aus. „Was mich betrifft, so habe ich mir nichts vorzuwerfen. Sehen Sie sich lieber Ihre anderen Leute so genau an. So wie auf mich können Sie sich nicht auf jeden verlassen. Ich allein weiß sehr gut . . .“ Sie versuchte, dem Direktor verständnisvoll ins Auge zu schauen, aber sie prallte förmlich ab an seiner eisernen Fassade: „Sie wissen überhaupt nichts!“

Demütig verneigte sich Fräulein Feldmeier.

Als die Herrin des Seehauses nach einigen Stunden zurückkehrte, fand sie überall bienengleiche Geschäftigkeit vor und brauchte einige Minuten Fassung, um sich aus der sommerfellen Benommenheit heraus, die ihr von dem langen Sonnenbad geblieben, mit den inzwischen eingetretenen Ereignissen jetzt abzufinden. So schnell sie selbst bei der Hand war, ein neues Programm aufzustellen und durchzuführen, so wenig war sie geneigt, unerbetenen Mitspielern darin eine Rolle zuzugestehen. Sie hatte alles so schön organisiert. Reichenbachs waren für den nächsten Tag fällig, und wenn sie auch gern die Überlegene spielte, so lag ihr im Innersten doch sehr viel daran, vor ihnen gut abzuschneiden. Dies war so gut wie gesichert gewesen: das Haus eben voll genug, um seine Zugkraft und ihre Qualitäten als Wirtin zu beweisen und für die Familiengäste doch noch ein hübsches Zimmer zur Verfügung — nun mußte dieser völlig fremde Mensch hereinplagen, von dem niemand was wußte . . .

„Aber Mutter“, wandte Gutrune ein, „von unseren anderen Gästen wissen wir doch ebensowenig.“

„Nun, sie sind immerhin schon da, ich habe sie gesehen und kennengelernt. So viel Scharfblick darfst du mir zutrauen, daß ich weiß, was ich von ihnen zu halten habe. Aber dieser Neue . . . Wer oder was soll er denn eigentlich sein?“

Wiel konnte Gutrune darüber freilich nicht sagen. Krähuber, der ihn ja von früheren Besuchen her kannte, schwor, daß er eine sehr gewichtige Persönlichkeit sei und daß Herr Nante nebst seinen anderen Gästen den größten Respekt vor ihm bezeugt habe; er leite irgendein bedeutendes Unternehmen und habe immer viel Besuch von Geschäftsfreunden bekommen.

Auf jeden Fall sah er jetzt hier in dem reservierten Besuchszimmer, und dies sogar mit einem gewissen Recht; da war nichts mehr zu machen. Der Ansicht war auch Martin, der eben, ein großes Paket unter dem Arm, aus dem Hause trat: man mußte Herrn Westhoff lassen, wo er war.

Gina griff neugierig nach dem Paket, löste das umhüllende Papier und betrachtete überrascht zwei rotgoldene, mit idealischen Frauengestalten geschmückte Prachthände. Schon seit dem frühen Vormittag lagen sie Martin schwer auf der Seele. Kurz nachdem seine Frau das Haus verlassen, hatte er sie einem ungeheuer beredten jungen Manne abgekauft, hauptsächlich, weil er diesen durchaus unerbetenen Besuch baldmöglichst loswerden und in des Kuckucks Namen endlich einmal an seine Arbeit gehen wollte.

„Fürs Deutsche Heim“, las Gina und sah die dicken Wälzer stirnrunzelnd an.

„Der arme Kerl, der sie anbot, dauerte mich so; ich hatte einfach nicht das Herz, ihn abzuschreiben. Und wir werden die Bücher ganz gut hier brauchen können, wenn es einmal regnet und unsere Gäste sich langweilen.“

Frau Hollweck schlug die Augen zum Himmel auf. „Nein, Martin, du mit deiner Gutmütigkeit . . . Du glaubst doch nicht, daß ein Mensch dieses altmodische Zeug lesen wird? Man muß auch nein sagen können,

wenn hier täglich alle die Agenten und Vertreter vor sprechen, die gerade auf der Landstraße vorbeikommen. Was denkst du wohl, was sie mir schon alles angeboten haben? Dreschmaschinen, Thomasmehl, Musikapparate, Kleiderstoffe . . . wenn ich das alles gekauft hätte, wo blieben da unsere paar Einnahmen, um die wir uns so plagen? Es ist schon nicht anders; sobald ich aus dem Hause bin, passieren Dummheiten. Na, egal; jetzt ist's schon geschehen. Also laß dich nächstesmal nicht wieder beschwären und leg das Prachtwerk in Gottesnamen ins Speisezimmer. Das Essen wird heute ohnehin viel zu spät fertig. Wenn die Feldmeier mit ihrem Ries'appetit pünktlich kommt, kann sie sich ja ein Weilschen dran erbauen.“

Es stand in den Sternen geschrieben, daß Herr Direktor Westhoff an diesem stillen Sommertag die Rolle des Hechts im Karpenteich beibehalten würde, die seinem Temperament offenbar vorzüglich lag. Nicht genug damit, daß er Piets Vormittagsruhe empfindlich gestört und eine fliegende Röte in Fräulein Feldmeiers Angesicht gezeichnet hatte, auch Hollwecks wurden tüchtig in Bewegung gesetzt. Sie brachten den ganzen Nachmittag damit zu, aus allen Teilen des Hauses entbehrliche Möbel in die Dachstuben zu schleppen und dort ein neues Gastquartier zusammenzustellen. Aber die Energien des Herrn Direktors waren damit noch nicht verbraucht, und er wanderte stirnrunzelnd ums Haus herum, gleich einem hungrigen Löwen, der weitere Opfer wittert. Eben war er in den schattigen Pfad eingebogen, der unter dichten Weidenbüschen versteckt am Ufer entlang führte, als er stehend steht machte und durch seine goldgeränderte Brille scharf beobachtend durch die Zweige spähte. Der Wagen aus Obermühl war eben zurückgekommen.

Erst nachdem Frau Kittys perlendes Lachen sich im Hause verloren und die Treppe unter den schweren Genagelten des Polizeirats zu narren aufgehört hatte, der Kuckuck und Handtasche auf sein Zimmer schleppte, wandte er seine Schritte dem Schuppen zu, in dem Herr Möbius daranging, seinen Wagen zu verpacken. „Ich küsse Ihre Hand, Madame. Und träum, es war Ihr Mund!“ pfiff er vor sich hin, beugte sich liebevoll über die Steuerung und wuschte mit seinem seidenen Taschentuch ein Stäubchen von der Glasfläche des Manometers. Denn er liebte seine Maschine fast wie eine schöne und lange umworbene Frau und hielt sie in hohen Ehren. War sie doch das Ziel, dem er in seinem noch jungen Dasein schon auf den verschiedensten Wegen ohne Erfolg zugestremt hatte; jetzt, wo er sie endlich so gut wie sein eigen nannte, war sie ihm um so teurer wegen der Opfer, die er ihr gebracht oder die er streng genommen, erst zu bringen hatte. Da ließ ihn ein scharfes „Halloh!“ zusammenschrecken und herumfahren. Sein liebenswürdiges Gesicht trug das verlegene Lächeln eines ertappten Schulknaben, als er stotterte: „Sie hier, Herr Direktor?“

„Sie hier, Herr Möbius!“ gab dieser mit eifrigem Blick zurück. „So könnte ich mit besserem Recht fragen. Wollen Sie mir erklären, was das bedeutet? Sie streichen die Diäten für den Alpenpalast ein und treiben sich hier herum, wo es für Sie nichts zu tun gibt. Ich erinnere mich nicht, Sie beurlaubt zu haben.“

(Fortsetzung folgt.)

## Rosenzeit.

Und neu erfüllt dich wunderbar  
Der Rosengärten holde Pracht.  
Es sind dir leuchtend hell und klar  
Die Freudentore aufgemacht.

Der Vöglein schöner Jubelsang  
Beglückt dein Herz und Rosenduft  
Umhwebt dich wieder wegentlang  
Im sanften Wind der warmen Lust.

In seliger Betrachtung schweift  
Dein Sehnen über Busch und Baum.  
Und wie mit zarten Händen streift  
Dich oft ein jugendfroher Traum.

Franz Eingia.

Auf offener Strecke.

Von Julius Kreis.

Der Personenzug mit der Lokomotive „Amalia“ fuhr in einem verkräuterten, angenehmen Thab durchs Land. Mitten auf offener Strecte kam er eine Minute lang ins Bummeln, dann tat die Lokomotive einen hysterischen Schrei, als wenn sie unversehens auf einen kalten Frosch gefahren wäre, die Wagen ruckten einige Male konvulsivisch vor und zurück, dann besann sich die Lokomotive etwas auf Haltung, Fassung, Lebenszweck und ratterte zwölf Takte lang wieder vorwärts. Plötzlich fiel ein Koffer vom Gepädnack und der Herr in der linken Ecke, der mit schönem Seelengleichmaß in der Nase bohrte, sackt sich mit dem Finger unversehens ins Auge. Der Zug hielt mit jähem Ruck, als ob sich die Lokomotive, zu Tode erschreckt, aufbäumte, wenn man von einer „Amalia“ so lagen kann. Die Fahrgäste hatten sanft vor sich hingeblickt, Eier abgekühlt, Butterpapiere zusammengethunkt und in Romanschmökern die Naturschilderungen übersehen. — Jetzt wachten alle auf und sahen mit Mäuglein fragend um sich.

Ein bider Herr mit einer Reifemütze und einer verkohlten Zigarre sagte verdutzt: „Manu!“ Und ein Jüngling ließ ein Fenster herabknallen und beugte sich hinaus.

Dann beugte er sich wieder zurück und sagte zu seinem Nachbar: „Der Zug hält“. Dorauf von dieser Erkenntnis wellenförmig immer breitere Kreise erfasst wurden. Und beruhigt darüber fing alles fast schon wieder das Bösen an, als von weither am Zug entlang eine Stimme posterte.

Das Fenster knallte wieder herunter und der wißbegierige Jüngling von vorhin hing seine Ohren hinaus. Dann kopfschüttelte er sich wieder zurück, denn das Poltern war inzwischen verstummt.

Und nun kam Bewegung in die Volksmenge. Es fiel das Wort „Barum?“ Der Herr mit der grünen Weste und der Charivariuhrlette sagte: „Es eahna a Schnaufa ausganga“ und lachte dröhnend über seinen Witz.

Das präfaciitliche Fräulein, das ihm gegenüber saß und von vornehmer Abweisung geradezu ein müdes Gesicht bekam, wandte sich, angeekelt von der plumpen Vertraulichkeit ab. Sie schüttelte stumm das Haupt, kniff die Lippen zusammen und saß verweisend die Fensterscheibe an. Aber der Herr mit der grünen Weste und dem guten Wit hatte seine Kerbe gefunden. Er goß die Lauge seines Hohnes auf den stehengebliebenen Zug aus und war wohligh erfüllt davon, ein humorvoller Mann zu sein: „Maß'n 'ma eabna schiab'n helsa! Wart ma halt, bis uns da Wind wieda weiterrreibt! Steht vielleicht a Kuah im Gleis?“ — Und jedesmal sah er triumphierend um sich und freute sich seines Publikums, wenn einer aus Gefälligkeit grinste. Ein junges Fräulein, dem der junge Mann im Nebenabteil, der das Fenster so auf- und niederklappte, ein freundliches Interesse abgewann, stand auf und klopfte auch ihrerseits das Fenster herab und zeigte allerhand Wohlge wachsenheit dabei. Die beiden Köpfe begegneten sich außerhalb des Wagens, schielten sich aus den Augenvinkeln in regelmässigen Abständen an. Jüngling und Jungfrau wiegten sich in dem unerwarteten amourensen Abenteuer und hatten beide ein bißchen Angst vor ihrer Abenteuerercourage, zumal der Jüngling; denn er trug eine Brille und wußte bei allem guten Willen nie, wie man anfangen sollte.

Der Herr mit der grünen Weste umsprühte indessen den Zug noch immer mit seinem Witz und seiner Laune und allmählich stellte sein Beispiel die ledernsten und langweiligsten Fahrgäste an und jeder gab sich rechtschaffene Mühe, der Bahn etwas mit attischem Salz zu verfehen: „Hü — kinnst er heut net, kinnst er morgen! — Zimmer langsam voran!“ — Und sogar ganz bescheidene Naturen, wie der alte Amtsbläßer Hübner, freuten sich, einmal der Staatsautorität, von der der Zug doch ein kleines Stüd war, mit Hohn begegnen zu können. Auch er erlaubte sich zu bemerken, daß man vielleicht schieben solle — hä hä!

Der Herr mit der Keilmütze und der angelohnten Zigarre hatte bis jetzt geschwiegen und nur von Zeit zu Zeit einen bösen Blick zum Fenster hinaus getan. Nun aber hielt er es an der Zeit, sich vernehmen zu lassen. Er sah auf die Uhr und sagte mit fettigem Bort: „Schweineerei so was, Schweineerei! Das liegt natürlich am ganzen schlampigen Betrieb!“ Es sei eine Schweineerei. Die Fahrerei sei geradezu skandalös und es sei eine Schweineerei und nur hier möglich. Und der Herr in der Ecke gab ihm melancholisch recht und bohrte längst wieder in der Nase.

Das präraffaelitische Fräulein rutschte nerds auf dem Körper-  
teil, der bei anderen Leuten auch die dritte Wagenklasse polstert,  
hin und her, und blätterte in einer theosophischen Zeitung „Die  
Wiedergeburt“ und zischte fiebrig tistatistika .....

Indessen war ein Herr, der in Parfüms und Toiletteartikeln reiste und auch sonst einen sehr schneidigen Eindruck hinterließ, auf die Plattform getreten, hatte mit Feldhernbild die Situation überschaut und stochte dann den Bahnstamm entlang, herrisch, ganz blonde Bestie, obwohl er schwärzliche Haare hatte, die Hände in den Hosentaschen.

„Hör'n Sie mal, Schaffner!“ rief er den Zug entlang, „das ist aba nu doch Stambulös, wir kriegen ja den Anschluß in München nicht mehr, wat is denn nu eigentlich los?“

Alle Fahrgäste drängten sich, angenehm durchschauert vor so viel lähnem Mannesmut, ans Fenster und die Tatsache, daß er Publikum sah, veranlaßte den Vertreter von Schulzes Erben, das letzte an Forsichkeit herzugeben. Und er stielte wie ein Torero auf die Lokomotive „Amalia“ zu, die athmatisch pustend immer neue Dampfswollen auspluderte und am ganzen Leibe schwigte. Aber der Lokomotivführer schenkte dem Vertreter von Schulzes Erben nicht einmal einen Blick und trank gleichmütig aus dem Maßtrug. Der Heizer ipie ihm dicht an den Schulben vorbei, und der Schaffner war nirgends zu erblicken. Da zog sich der Pionier der Erkenntnis wieder zurück und rief ein ums andere Mal: „Unglaubliche Zustände hier! Nu warten ma schon ne jeschlächene Stunde!“

Der Herr mit der grünen Weste hörte den draußen krakeelen und war voll Feindseligkeit, denn der Herr am Bahndamm hatte das Publikum von seinen Wägen abgelenkt. Er sagte deshalb verächtlich großtönd: „Der werd's na glei ham mit sein G'chroamaul! Der is uns no abaanaa!“

Aber nur wenige hörten auf ihn. Alles drängte an Fenster und Türen und reckte die Häse nach der Lokomotive. Doch „Amalia“ pfiff ein über das andere Mal auf alle Interessenten und heulte aus reiner Lust am Spektakulum auf. Keine Menschenseele vom Zugwärterpersonal ließ sich bliden. Der Schaffner schien irgendwo auf der Strecke verloren gegangen zu sein, vielleicht war er in einen Briefkasten gefallen oder er hatte sich in spiritistischer Stimmung mit dem Postschaffner entmaterioalisiert.

Dadurch mütig gemacht, daß er nicht im Wege war, schrien auf einmal alle nach dem Schaffner, und der Herr von Schulzes Erben, der als erster sozusagen auf die Schanze gesprungen, erlebte seine große Genugthuung. Nur der Herr mit der grünen Weste war still geworden, weil sich niemand mehr um ihn kümmerte und staltierte mit der Verbitterung des Kaltgestellten einen Wurstaufseher.

Der Jüngling und die Jungfrau hatten indes endlich die Bräute zueinander geschlagen, indem beide, heissfroß über diese Möglichkeit der Verändingung, sich gegenseitig versicherten, es sei ein Standal und schmiegten sich in berechtigter Empörung gemeinsamer Interessen eng aneinander, wie es ein glücklicher Zufall bei bewegten Volksaufläufen awanagos mit sich bringt.

Auf einmal hörte man in weiter Ferne von der Lokomotive her einige kurze Rufe und Pfiffe, die Wagen schaukelten vor und zurück, dann schien die „Amalia“ noch sentimental den Blick von einer schönen Aussicht Abschied zu nehmen — und jubelte dann raddad — tad — tad — tad wieder vorwärts, wie jemand, der nach einem kleinen Nickerchen am Weg erfrischt wieder auf sein Ziel lospendelt. Eile mit Weile.

Die Fahrgäste sanken entspannt auf ihre Plätze zurück, schälten Eier, überflügeln im Schmöder die Naturbeschreibung und dösten wieder, lagten vor sich hin, gewiegt vom Rhythmus der rollenden Räder, und selbst der Herr in der Ede, der grüblerisch usw., wird es nie ergreifen, warum der Zug märchenhaft und geheimnisvoll auf offener Stede hielt.

Noch schauert mir die Haut von angenehmer Romantik über-  
rieselt, so oft ich an den geheimnißvollen Zugaufenthalt denke,  
dessen mystischen Schleier keine Hand heben konnte. — Ja, es  
ist zuweilen etwas unsagbar Stimmungsvolles um einen un-  
geregelten Eisenbahnverkehr. —

Wie die Wolkenmenschen nach Norden zogen.

Nach Überlieferungen der Wintu-Indianer, Sacramento-Tal (nördlich Kaliforniens), erzählt von Hans Rudolf Nieder.

In der ganz alten Zeit stand Oelbis, der große Schöpfer, eines Tages auf seinem Schweißhaus und schaute nach Westen. Er schaute lange, lange in dieselbe Richtung, dann stieg er herab zu seiner Großmutter und sprach: „Ich habe etwas gesehen, was ich nicht verstehe, und was mir Sorge macht. Auf dem Gebirgsrücken im Westen bewegt sich ein Zug von Menschen, die auf der Reise sind. Ich habe sie nun schon mehrere Tage gesehen. Der Zug hört gar nicht auf, Tag und Nacht kommen neue Menschen. Sie wandern rasch und ziehen immer, immerwährend nach Norden.“ Und die Großmutter antwortete: „Du kennst diese Leute noch nicht. Es sind die Wollenmenschen mit ihren Wollenbunden. Daß sie alle nach Norden ziehen, ist ein schlimmes Zeichen. Geh am besten zu deinem Bruder im Westen und sprich mit ihm darüber.“

Diesbis ging zu seinem Bruder im Westen. "Warum wandern die Bollenmenschen alle nach Norden? Es ist nicht gut, wenn so viele hier durchziehen." — "Ich habe schon versucht, sie aufzuhalten, aber wenn ich auf der einen Seite mache, schleichen sie auf der anderen vorbei. Sie sind sehr scheu." — "Wir dürfen sie nicht länger durchziehen lassen." Sie schnitten Stäbe aus Eichenholz und bauten einen hohen

Zaun auf der rechten und einen auf der linken Seite des Gebirgszuges. In der Mitte stellten sie sich selber zur Wache auf.

Die Wolkenmenschen mit ihren Wolkenhunden stießen auf den Zaun und kamen nicht hindurch. Sie stiegen zur Höhe des Bergrückens, da sprangen die beiden Brüder auf. Erschreckt stob der Wolkenzug auseinander, sie durchbrachen die Zäune oder kletterten darüber hinweg, nur eine ganz kleine Wolke hing sich in den Stäben. „Das sind starke Menschen; sie haben unsere Zäune durchbrochen. Nur diese kleine Wolke blieb hängen; es ist eine weiße.“ Sie zogen der Wolke die Haut ab. „Ich will die Haut gerben und für die Großmutter nach Hause bringen.“

Oelbis kam nach Oelpanti: „Wir haben die Wolkenmenschen mit ihren Hunden nicht zurückhalten können. Sie sind zu stark. Nur eine kleine Wolke hat sich gefangen. Hier habe ich dir die Haut gebracht, du magst dich nachts damit zudecken, damit dich nicht so friert.“

Die Brüder besserten ihre Zäune aus, sie machten sie auch höher als das erstemal; doch wieder brachen die Wolkenmenschen durch. Eine kleine schwarze Wolke hing sich dabei. Noch zwei Versuche machten sie mit den Zäunen, und jedesmal entwichen die Wolkenmenschen. Eine rote und eine gelbe Wolke wurden noch in den Zaunstäben gefangen, sonst war mit aller Mühe und aller Wachsamkeit nichts auszurichten. Der endlose Zug ging unaufhaltsam weiter.

Die Häute der gefangenen Wolken brachte Oelbis seiner Großmutter in Oelpanti. Mit diesen Wolkenhäuten machten sie das Wetter: sollte es schön sein, so hängten sie die weiße Wolke hinaus, sollte Regen kommen, so brachte den die schwarze Wolke; die gelbe Wolke galt für den Morgen, die rote für den Abend.

Aber an den Berghängen strömte und strömte es Tag für Tag nach Norden. „Großmutter, wohin wollen all die vielen Wolkenmenschen? Ich habe Angst vor ihnen, es sind so viele, und sie ziehen immer, immer nur in dieser einen Richtung.“ — „Sie sammeln sich dort oben. Wer weiß, was sie vorhaben. Es ist nicht gut, daß sie sich so zusammenziehen.“ — „Aufhalten lassen sie sich nicht, sie sind zu stark und zu wild. Wir müssen halt warten, was geschehen wird.“

Eines Tages sagte dann Oelbis: „Jetzt kommen keine Wolkenzüge mehr. Ich freue mich, daß es endlich aufgehört hat.“ — „Wir dürfen uns noch nicht freuen.“ Und nicht lange danach kam Oelbis in großer Aufregung gelaufen: „Großmutter, etwas zieht von Norden her. Der ganze Himmel ist schwarz, so viele Menschen sind es.“ Die Großmutter stand auf dem Dach und schaute in die Richtung. Sie sprach: „Nun wird das Schlimme geschehen: was dort kommt, ist das Heer der Wolkenmenschen, sie haben sich mit ihren Kriegsfarben bemalt. Wir werden eine böse, böse Zeit durchmachen müssen. Sammle Brennholz, so viel du kannst, und Sorge, daß die Tür der Hütte fest schließt. Ich kann nicht genau sagen, wie es werden wird, aber ich fühle, es wird furchtbar sein.“

Sie sammelten Holz und Proviant und schlossen sich fest ein; lange Jahre konnten sie nicht mehr ins Freie treten. Denn das Wolkenheer brachte berghohen Schnee, die ganze Erde war mit Schnee und Eis bedeckt. So tief lag das Eis, daß die Kälte jahraus, jahrein nicht aufhörte. Irgendetwas hatte die Wolkenmenschen böse gemacht, darum waren sie auf den Kriegspfad gezogen. Viele Menschen kamen damals um. Die furchtbare Wintersonne dauerte so lange, man wußte gar nichts mehr von Sommer oder Frühling. Ganz langsam sind dann die Wolkenmenschen wieder gut geworden, daß sie die Wärme zur Erde zurückkehren ließen. In unserer Zeit machen die Wolkenmenschen nur kurze Kriegszüge; meist fürchtet man sich nicht mehr vor ihnen.

## Treue am falschen Ort.

Von Heinrich Reis.

Von sprichwörtlicher Treue des Hundes, da das Tier selbst gegen grimmige Gefahr zur Rettung seines Herrn und Freundes das Leben einsetzt, ist manch rührendes und erschütterndes Beispiel überliefert. Wie indes die Fäden des Zufalls bisweilen launig durcheinanderwirren, ereignete sich jüngst durch allzugroße Hundetreue ein unversehener Zwischenfall, als menschliches Spiel den sicheren Instinkt des Tieres täuschte und sein aus heldischem Opferinn begonnenes Eingreifen zu komischer Episode wurde, umso unerfreulicher für die Beteiligten, als das Geschehen unter den Augen breiter Öffentlichkeit sich vollzog.

Die Schauspielerin X eines kleinen Theaters pflegte sich von ihrem vierfüßigen Freund, einem prächtigen Schäfer-

hund, nicht gern zu trennen. Das Tier durfte, gut und sitzbar erzogen, seine Herrin sogar zur Bühne begleiten, blieb während der Vorstellung dort irgendwo in den Garderoben, den Gängen oder hinter den Kulissen, lag still mit auf die Pfoten geneigtem Kopf, ohne Bewegung, nur mit klugen Augen das wechselnde Treiben umher beobachtend. Eines Tages nun fiel der Schauspielerin eine Rolle zu, die sie als Verirrte in wildem Wald von ein paar Bösewichtern überfallen werden ließ. Sie wurde gepackt, gewürgt, aber schon stand der Retter und Liebhaber, auf sein Stichwort lauern, hinter der nächsten Kulisse bereit. Die Spannung verdichtete sich im Saal, denn das Spiel geschah mit packender Natürlichkeit. Die junge Frau, von wilden Fäusten überwältigt, stieß schrille Notrufe aus, noch sollte aber ein kurzes Warten vor dem Erscheinen des Befreiers die teilnehmende Erregung der Zuschauer steigern.

Da kam dem schon zum Auftritt fertigen Schauspieler ein anderer, unvermuteter Retter zuvor. Vielleicht, daß die Hilferufe gerade an jenem Abend lauter und dringlicher klangen, in den zupackenden Fäusten der Angreifer etwas von ernsthafter Bedrohung zu liegen schien, mit einem Sah war plötzlich der starke Schäferhund auf der Bühne und ungesäumt sprang er gegen den nächsten Feind seiner Herrin. Mit scharfen Zähnen zerfetzte er das grobe Beinleid, in seinem Eifer des Zurufes der Herrin nicht achtend, die bald allein stand zwischen den erschreckten Partnern. Der rettende Freund zog es vor, unter diesen neuen Umständen nicht erst zu erscheinen, die Schauspielerin aber tat noch das Klügste, als sie mit raschem Griff nach dem Halsband des Hundes faßte und den sich heftig Sträubenden hinter die Bühne zerrie. Der zergauste Bösewicht floh ebenso schnell mit den klaffenden Resten seines Beinleidens, schon von Gelächter umtost, das aus dem Zuschauerraum aufplätschte, immer hemmungsloser wuchs und auch durch den niedergehenden Vorhang nicht abgeschnitten wurde.

Hundetreue am falschen Ort hatte derart der Vorstellung ein vorzeitiges Ende bereitet. Was sich weiter zutrug ist mir nicht bekannt, aber es läßt sich wohl annehmen, daß dem Hund nach seinem unerwünschten Gastspiel der Zutritt zu der Kunststätte für die Folge verweigert blieb. So peinlich der Zwischenfall für die Schauspieler hätte er eigentlich schmeichelhaft sein müssen, wenn der Hund ihnen als unbefluchteter Kritiker bestätigte, wie lebensecht ihr Spiel war. Spiel ist ja vieles im menschlichen Leben, ein Spiel mit doppeltem Gesicht zwischen Schein und Wirklichkeit. Kann man dem Hund verargen, daß seine schlichte Einfalt die Zwischentöne nicht begreift, daß es für ihn nur ein Gut und Böse gibt, Freund oder Feind, ohne die verwirrenden Spielereien menschlicher Deutung? Dies erkennen zu lassen, wie ein Tier instinkthafte treu seinen geraden Weg geht zwischen verschnörkelten Wegen der Menschen, scheint mir der ernste Sinn eines kleinen, komischen Zwischenspiels.

## Scherz und Spott

### Hundstage-Ratsschlag.

Ein Mann trägt, an einem sinnverwirrend heißen Hundstage, auf dem glühenden Asphalt einer Großstadt-Straße, eine zwei Meter hohe Biedermeier-Standuhr. Sie ist sehr schwer. Der Mann schleppt sie nur mit Mühe. Nach hundert Schritten bleibt er stehen, stellt die Uhr auf den Boden, wischt sich die Stirne, rastet, geht weiter, bleibt wieder nach hundert Schritten stehen, stellt die Uhr wieder hin, ist arg erschöpft, schaut betrübten Gesichts die Standuhr an, läßt sie nach einer Weile wieder auf die Schulter und geht, schweißgebadet, wieder seine hundert Schritte.

Als sich all dies zum vierten Male wiederholt, kommt ein freundlicher alter Herr auf ihn zu und sagt gütig: „Warum tragen Sie nicht lieber eine Taschenuhr? Das ist doch viel bequemer.“

### Ein galanter Chemann.

In einer überfüllten Straßenbahn bietet ein Herr einer älteren Dame seinen Platz an. Bevor die Dame sich setzen kann, läßt sich ein dicker Herr auf dem Platz nieder. Empört stürzt der andere auf ihn zu und ruft: „Stehen Sie auf, ich habe den Platz nicht für Sie, sondern für die Dame frei gemacht!“ Darauf erwidert der andere gemächlich: „Na, dann ist ja alles in Ordnung, dann kann ich ja ruhig sitzen bleiben. Die Dame ist nämlich meine Frau!“